

*Iran fasziniert seine Nachbarn
auch durch die kulturelle Vielfalt:
Hier ein Tanz von Frauen einer
turksprachigen Nomadengruppe
namens Kaschgai*

Foto AKG

In der arabischen Welt ist Iran nicht nur „Nachbar“, sondern ein großes Land mit ausgeprägten kulturellen, sprachlichen und religiösen Merkmalen – Persisch statt Arabisch, eine schiitische Mehrheit statt einer sunnitischen Mehrheit, ein persisches literarisches Erbe versus arabische Poesie. Diese Unterschiede prägen seit Langem Wahrnehmungen und Narrative. Sie variieren in ihrer Sicht auf Iran von Ort zu Ort und von einer historischen Phase zur anderen. Daher gibt es kein einheitliches arabisches Bild von Iran. Vielmehr handelt es sich um eine vielschichtige, historisch gewachsene und oft politisch aufgeladene Wahrnehmung, die sich sowohl im politischen Diskurs als auch in literarischen und kulturellen Texten widerspiegelt.

An den Ufern des Golfs zum Beispiel, wo sich der Geruch von Salz mit der Erinnerung an Holzschiffe vermischt, blicken die Araber auf Iran wie auf einen Berg, der am Horizont aufragt: nah genug, um gesehen zu werden, weit genug, um geheimnisvoll zu bleiben. Das Aussehen ist nicht dasselbe, auch das Gefühl ist nicht dasselbe. Es ist ein Mosaik aus Geschichte, Geographie und Politik, dessen Farben sich mit dem Wechsel des Lichts ändern.

Im Süden, wo die Gewässer des Golfs die Küsten Saudi-Arabiens, der Vereinigten Arabischen Emirate, Qatars, Kuwaits, Bahrains und des Sultanats Oman umarmen, erzählt man sich Geschichten über einen alten Handel, bei dem Schiffe geräuschlos vorbeifuhren und Datteln, Perlen und Seide transportierten. Dort wird Iran immer noch als alter Nachbar gesehen, dessen Stimme man im Wind erkennt, an den man sich über die Gewürze seiner Küche und den Dialekt seiner Häfen erinnert. Aber gleichzeitig spürt man seinen langen Schatten auf dem Wasser, den Schatten eines großen Landes mit einer imperialen Geschichte, dessen Interessen mit den Ängsten der anderen Länder kollidieren, so wie sich Schifffahrtslinien in der Straße von Hormus kreuzen.

Im Westen hingegen, an den Grenzen des Iraks, sind die Aussichten düsterer, gesättigt mit Erinnerungen an Krieg und an Grenzen, die lange Zeit unsicher waren. In den acht Jahren des ersten Iran-Irak-Krieges (1980 bis 1988) starben zwei Millionen Menschen auf beiden Seiten – und die Zahl der Invaliden ist noch größer. In jenen Jahren kämpfte Saddam Hussein gegen Khomeini und den schiitischen Iran mit einer Armee, deren Soldaten zu fast neunzig Prozent aus Söhnen von Bauern der schiitischen Bevölkerung des Südens und Söhnen von Kurden aus dem Nordirak bestanden, geführt von mehrheitlich sunnitischstämmigen Generälen aus Westirak. Hier wird Iran nicht auf die Geographie reduziert, sondern vielmehr auf widersprüchliche Narrative: einmal ein Verbündeter angesichts von Stürmen (wie im amerikanisch-iranischen Konflikt und im heutigen Krieg), ein anderes Mal ein Konkurrent, der mit vorsichtigen Schritten vorrückt. Das irakische Gedächtnis trägt widersprüchliche Bilder: Blut und Palmen, heilige schiitische Schreine und Pilgerreisen (nach Nadschaf und Kerbela) und eine Politik, die niemals schläft.

Im Nordwesten, von Anatolien auf den Fruchtbaren Halbmond trifft, betrachtet die Türkei Iran mit den Augen eines alten Rivalen, manchmal mit stiller Konkurrenz und manchmal mit gedämpftem Lärm: zwei Länder, die eine lange Geschichte voller Höhen und Tiefen hinter sich haben, in denen sie ihre Rollen zwischen Ko-



Wie Tänzer, die die Schritte der anderen gut kennen

Übermacht und kultureller Verbündeter:
Iran im Blick seiner arabischen Nachbarn

Von Najem Wali

operation und Rivalität tauschten, als wären sie zwei alte andauernd Streitende, die sich gut kennen. Selbst in der Levante, in Syrien und in Libanon, werden die Aussichten durch das Gleichgewicht von Politik und Bündnissen geprägt. Da sind diejenigen, die Iran als Stütze betrachten (wie zu Zeiten des Assad-Regimes, wie bei den Alawiten in Syrien und der Hizbullah in Libanon), und andere, die ihn als eine schwere Belastung für das innere Gleichgewicht, ja als Feind sehen (wie in den Gruppen der Al-Nusra-Front, des IS und des Golani-Regimes heute). Zwischen Unterstützung und Misstrauen verteilen sich Gefühle ebenso wie Loyalitäten.

Doch dahinter steckt eine tiefere als die politische Ebene: gegenseitige kulturelle Neugier. Persische Dichter, die ins Arabische übergingen, Musik, die über Grenzen hinwegickerte, und Gerichte, die so ähnlich sind, dass ihre Herkunft egal ist. In Cafés und auf Bildschirmen wird über Atomwaffen, Sanktionen und Einfluss gestritten, man schaut sich aber auch iranische Filme auf Farsi mit Untertiteln an und liest Nachrichten über Teheran, als wäre es eine nahe gelegene Stadt. Zwischen Arabern und Persern gab es seit der Antike enge kulturelle Interaktionen und Vermischungen, nicht nur Konflikte.

Ein Blick auf die arabisch-islamische Geschichte zeigt uns, dass alles, was mit den Wissenschaften der Theologie, Grammatik und Philosophie im arabischen Erbe zu tun hat, durch neu hinzukommende „muslimische“ Gelehrte nichtarabischer Herkunft entstanden ist, von denen die große Mehrheit Perser waren. Sibawayhi

(756 bis 796) zum Beispiel, der Vater der heutigen arabischen Grammatik und der Erste, der die Wissenschaft der arabischen Grammatik verbreitete, ist iranischstämmig, denn er wurde in Shiraz geboren – um nur ein Beispiel zu nennen. Parallel dazu erscheinen in arabischen Texten historische Erzählungen über die arabisch-islamische Eroberung Persiens und die Entwicklung der persischen Identität – wie im „Schahnameh“, dem persischen National-epos – als besondere Form des kulturellen Gedächtnisses. Sie feiern das persische Selbstbewusstsein, das den arabischen Eroberungen standgehalten hat.

Auch in der Welt der zeitgenössischen arabischen Literatur und des arabischen Diskurses erscheint Iran als Symbol kultureller Distanz und Differenz. Für viele arabische Schriftsteller scheint Iran eher ein „kulturelles Anderes“ als integraler Bestandteil des literarischen Erbes zu sein, und dies hängt auch damit zusammen, dass sich die moderne arabische Literatur oft damit zufriedengibt, persische Werke in begrenztem Umfang zu übersetzen.

In diesen Gedichten erscheint Iran weniger als geographische Einheit, sondern eher als Symbol kultureller Tiefe und Differenz, so wie „der Westen“ in einem modernen Zweig der arabischen Poesie ein Ort ist, von dem man sich abgrenzt und der gleichzeitig eine Beziehung zu diesem Zweig pflegt. Diese poetische Spannung lässt sich sowohl in Gedichten beobachten, die kulturelle Vielfalt feiern, als auch in solchen, die politisches Elend beklagen. Und da ist die Frage der Befreiung Palästinas.

diens um die politische Unabhängigkeit, also ins zwanzigste Jahrhundert, und zieht satirisch die Parallelen nach. Dieser epische Wurf, den urindischen Stoff ins moderne Zeitalter zu transponieren, rückt Tharoor in die Nähe von Salman Rushdie und dessen Roman „Mitternachtskinder“, der ebenso den Resonanzraum des Mythos in der Moderne zum Klingen bringt.



Visionär eines modernen Indiens: Shashi Tharoor

Foto Getty

Parallel dazu erscheint Iran als Abbild des geopolitischen Wettbewerbs. Dies zeigt sich in zeitgenössischen arabischen Essays, Essaysammlungen und politisch motivierten literarischen Reflexionen, in denen Iran mitunter als metaphorischer Rivale im regionalen Machtspiel auftritt, insbesondere in Texten, die sich mit Politik, Krieg oder ideologischer Konfrontation befassen. Dieses Bild ist nicht nur ein literarisches Thema, sondern wird stark von realpolitischen Spannungen (schiitisch-sunnitische Debatten, Einflussphären und Interventionen) beeinflusst. Das ist es, was wir in dieser Zeit stark spüren.

In politischen Artikeln oder Analysen, die sich mit aktuellen Konflikten befassen, wird Iran häufig als mit Argwohn zu betrachtende Supermacht, als Symbol regionaler Einflussambitionen oder als Konkurrent arabischer Länder mit sunnitischen Mehrheiten dargestellt, insbesondere in den großen und einflussreichen arabischen Medien, von denen die meisten, wenn nicht alle, mit Geldern aus Petrodollar-Ländern betrieben werden: die Fernsehkkanäle Al Jazee-ra und Al-Arabi Al-Jadeed (Qatar) und Al Arabiya (Saudi-Arabien), die in London ansässigen Zeitungen „Al-Quds Al-Arabi“ und „Al-Arabi Al-Jadeed“ (finanziert von Qatar und der Türkei beziehungsweise der Muslimbruderschaft), die Zeitung „Asharq Al-Awsat“, „Independent Arab“ (Saudi-Arabien) und andere Medienplattformen. Sie alle sind es, die die Feindseligkeit eher schüren, als zur Annäherung aufzurufen. Auch schon vor Ausbruch des jetzigen Krieges.

Diese Darstellung ist in der Regel komplexer als einfache Feindseligkeit: Viele arabische Intellektuelle erkennen an, dass die Beziehung zwischen Arabern und Iran von interner arabischer Politik, Sektierertum und geopolitischen Dynamiken geprägt ist und nicht von ethnischer Feindseligkeit. Hier spielt der kulturelle Opportunismus eine Rolle. Radikale Intellektuelle zum Beispiel, die zum Widerstand gegen die Normalisierung mit Israel aufrufen und die Befreiung Palästinas vom Meer bis zum Fluss fordern, wissen, dass sie Iran zur Seite stehen müssen, denn das Land greift den „zionistischen Feind“ in Tel Aviv und anderen Städten Israels an. Aber wie machen diese Intellektuellen das, wenn sie von Petrodollars leben? Wie können sie Iran zur Seite stehen, wenn es nun gegen den eigenen Brotgeber im Golf losschlägt? Da die meisten Golfstaaten ihre diplomatische Beziehung zu Israel normalisiert haben, werden diese Intellektuellen vielleicht die Augen davor verschließen, aber ihr Schweigen gegenüber der Verurteilung der Angriffe Irans auf die Golfstaaten wird ihre Lebensgrundlage bedrohen.

Am unteren Ende der Einkommens-tabelle findet sich eine große Zahl von Intellektuellen in Bagdad: Gestern standen sie an der Seite Saddams in seinem Krieg gegen den „persischen Feind“ Iran, heute stehen sie an der Seite eines „unerschütterlichen“ Irans, der den Irak durch die schiitischen Parteien im Griff hat.

So erscheint Iran letztlich in den Augen seiner arabischen Nachbarn nicht als einzelnes Bild, sondern als ein vielschichtiger Spiegel. Man kann sagen, Iran und seine Nachbarn sind Tänzer, die die Schritte der jeweils anderen gut kennen. Es gibt eine berechnete Angst, ein kalkuliertes Interesse, eine unauslöschliche Erinnerung und eine unausweichliche geographische Nähe. Iran ist ein alter Nachbar, der manchmal an die Tür klopft und die seine manchmal schließt, aber seine Schritte bleibt im Flur präsent – wie seine Stimme, die das Haus gut kennt, auch wenn die Bewohner sich über deren Bedeutung nicht einig sind. Doch diesmal hallt seine Stimme in Form von Bomben, Drohnen und ballistischen Raketen wider.

Najem Wali wurde im südirakischen Basra geboren. Er ist Schriftsteller sowie Writers-in-Prison-Beauftragter und Vizepräsident des PEN-Zentrums Deutschland. In Kürze erscheint sein Roman „Ein Ort namens Kumail“ (Secession).

Von zwei kaum beachteten weiteren Romanen abgesehen, hat Shashi Tharoor sich danach seinen sozialpolitischen Themen gewidmet. Manche würden bedauernd sagen, er habe sein erzählerisches Talent der Politik geopfert. Immerhin aber waren seine Bücher über Nehru, Bhimrao Ramji Ambedkar (den im Westen wenig bekannten Führer der gesellschaftlich ausgegrenzten Dalits) und den religiösen Reformen Narayana Guru Signale eines Mannes, der komplexe und umstrittene Themen zu behandeln verstand.

Noch einmal machte Tharoor weltweit auf sich aufmerksam mit dem genau recherchierten Buch „An Era of Darkness“ (2016), das die wirtschaftliche Ausbeutung der britischen Kolonisatoren anprangerte. Es beruht auf einer viel beachtete Rede vor der Oxford Union im Jahr 2015 und fordert von den Engländern Reparationen für Indien. Die deutsche Übersetzung, „Zeit der Finsternis“, erschien erst 2024.

Mit Shashi Tharoor kann Indien seinen prominentesten und wirkungsvollsten „public intellectual“ vorweisen. Weltmännisch, charmant, rhetorisch begabt, blitzgeschneidert und außerdem noch gut aussehend, bleibt er weiterhin eine Ausnahmeerscheinung, dessen Visionen für ein modernes Indien die Politik sämtlicher Parteien überschreitet. Heute wird er siebzig.

MARTIN KÄMPCHEN

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER

Die Fronten sind festgefahren

Zu dem Leitartikel „Eine Wende im AfD-Bild“ in der F.A.Z. vom 4. März: Die Prognose über eine Wende im Umgang mit der AfD ist mutig, da bisher nur die erste Instanz entschieden hat in einem summarischen Verfahren, obschon mit ausführlicher Begründung. Immerhin wird Nancy Faesers Mantra, gestützt auf eine Auftragsarbeit ihres Hauses, als voreilig, nein als vordergründig verworfen. Verbotsmythen dürften damit vorerst vom Tisch sein.

Doch solange die Brandmauer als Festungsgürtel des linken Lagers fungiert, bleiben die Fronten festgefahren. Es ist das strategische Unvermögen von Friedrich Merz, sich durch

einen Befreiungsschlag nicht von diesen Fesseln lösen zu können. Natürlich ist das nicht risikofrei, doch die Annäherung an Positionen von rechts-außen etwa in der Migrationsfrage muss nicht auf deren Konto einzahlen.

Ebenso vorstellbar ist, dass frustrierte Sympathisanten der sogenannten „Mitte“ quasi „repatriert“ werden und die Seiten wechseln. Wenn die Hälfte der AfD-Anhänger Protestwähler sind, ist dieses Szenario nicht abwegig. Den Versuch wäre es wert, zumal bei einer verbreiteten Stimmung, nach der es nur besser werden kann.

CHRISTOPH SCHÖNBERGER, AACHEN

Gelackmeiert

Der Kommentar „Eine Wende im AfD-Bild“ von Jasper von Altenbockum (F.A.Z. vom 4. März) ist treffend und mutig. Leider übergeht Herr von Altenbockum die zentrale Frage: Haben CDU/CSU die Taktik der linken Parteien (und Medien) nicht durchschaut, oder schätzen CDU/CSU die Gefahr, die ihnen von rechts (AfD) droht, als größer und/oder unmittelbarer ein als die Gefahr, die ihnen vom linken Parteienspektrum her droht? Ich selbst vermute, dass Letzteres zutrifft. So oder so ist die Union jetzt die Gelackmeierte.

JAKOB WILBERT, BRANDIS

Lange gewünscht

Zu dem Leitartikel „Eine Wende im AfD-Bild“ (F.A.Z. vom 4. März): Einen solchen ausgewogen-sachlichen Beitrag über die AfD haben sich die F.A.Z.-Leser schon lange gewünscht, gerade wenn sie keine AfD-Anhänger sind. Das Hauptproblem der demokratischen AfD-Kritiker liegt darin, dass sie keinen Unterschied zwischen Rechtspopulisten wie der AfD und Rechtsextremisten machen. In der AfD gibt es zwar autoritär-antidemokratische Tendenzen, eine Nachfolgerin der totalitären NSDAP ist sie aber deshalb nicht.

DR. WOLFRAM ENDER, ESCHERSHAUSEN

Relativierung und Verharmlosung

Jasper von Altenbockum sieht in der AfD-Bewertung des Verwaltungsgerichts Köln Anlass für „eine Wende im AfD-Bild“ (F.A.Z. vom 4. März) und den Zusammenbruch des „Kartenhauses“ der Ausgrenzung. Er reiht sich damit ein in die langsam, aber stetig steigende Bereitschaft, die AfD als zu Unrecht und mit unfairen Mitteln von der politischen Konkurrenz diffamiertes Opfer im politischen Meinungskampf darzustellen und durch Relativierung und Verharmlosung ihrer politischen Anliegen die Beteiligung offen verfassungsförderlicher Systemgegner an politischer Gestaltungsmacht als Ausdruck demokratischen Volkswillens achselzuckend in Kauf zu nehmen.

Eine solche Einordnung befördert die manipulative Selbstdarstellung der AfD und untergräbt das Vertrauen in das Konzept der wehrhaften Demokratie des Grundgesetzes, dem die Regierungen in Bund und Ländern und insbesondere die Verfassungsschutzbehörden verpflichtet sind.

Die erstinstanzliche Entscheidung des Kölner Verwaltungsgerichts im Eilverfahren über die Einstufung der AfD als „gesichert rechtsextrem“ beruht auf der Auslegung unbestimmter Rechtsbegriffe und Ermessensspielräume und einer Bewertung dazu vorgetragener Tatsachen durch drei Verwaltungsrichter. Sie präjudiziert nicht eine letztinstanzliche Entscheidung in der Hauptsache und schon gar nicht eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts in einem Verbotsverfahren.

In diesem wäre insbesondere die Frage zu klären, inwieweit sich eine politische Partei nachweisbare verfassungsförderliche Äußerungen und Be-

strebnungen einzelner ihrer Repräsentanten zurechnen lassen muss. Auch wenn verfassungsförderliche Bestrebungen nicht in Parteiprogrammen, Satzungen oder Mitgliederbeschlüssen zum Ausdruck gebracht werden, können gleichwohl einzelne verfassungsförderliche Mitglieder in Legislative, Exekutive und Justiz planvoll Entscheidungsmacht gewinnen.

Niemand kann in diesen Zeiten garantieren, dass sich eine mit solchen Repräsentanten in die politische Verantwortung gekommene Partei an Recht und Gesetz hält und an den Schalthebeln der Macht „nach den Regeln spielt“. Die USA führen aktuell vor Augen, wie schnell ein radikaler Umbau von Staat, Verwaltung und Justiz unter dem Mantel der Legalität vollzogen werden kann. Für das Verbotverfahren sollte daher eine Umkehr der Beweislast gelten, um dieses Instrument nicht durch reine Schutzbehauptungen von vornherein unwirksam zu machen.

Erst wenn das Bundesverfassungsgericht in Würdigung aller Tatsachen, politischen Realitäten und Auswirkungen ein Verbot der AfD ablehnen sollte, wäre das Argument der Verfassungsförlichkeit dieser Partei juristisch und politisch vom Tisch. Die Entscheidung der Kölner Richter ist daher kein Anlass für eine „Wende im AfD-Bild“, sondern für eine Verdoppelung der Anstrengungen, diese Partei von politischer Entscheidungsmacht fernzuhalten und die Demokratie des Grundgesetzes unverändert zu bewahren.

RÜDIGER HÜTTE, BERLIN

Trick der Linken

Zu „Eine Wende im AfD-Bild“ (F.A.Z. vom 4. März): Großartig. Auf diesen Kommentar in der F.A.Z. musste ich lange warten. Seit über 60 Jahren bin ich Mitglied der CDU, wähle sie weiterhin. Die Ausgrenzung der AfD durch die „demokratischen“ Parteien ist undemokratisch. Die CDU ist auf einen Trick der Linken hereingefallen. Die AfD besteht überwiegend aus Wählern der CDU und SPD. Sie gilt es zurückzugewinnen. Gelingt dies nicht, müssen Absprachen mit der größten Oppositionspartei möglich sein, um Grüne, Linkspartei und die SPD in die Schranken zu weisen.

DR. JUR. HERMANN PAULS, WIESBADEN

Von Fall zu Fall

Zu dem Leitartikel „Eine Wende im AfD-Bild“ von Jasper von Altenbockum (F.A.Z. vom 4. März): Ein wegweisender Kommentar, der sicher bei vielen konservativen Politikern dazu beitragen wird, die Aufrechterhaltung der sogenannten Brandmauer zu überdenken. Ihr Abbruch wird nicht abrupt geschehen, sondern schleichend, von Fall zu Fall vorsichtig abwägend. Mit ihrem Verschwinden geht auch die Zeit der faktisch links-grünen Vorherrschaft in Deutschland zu Ende. Das ist keine Katastrophe, das ist Demokratie.

LUDWIG MAILINGER, MIESBACH

Der „Entdecker“ gratuliert

Zu dem Artikel „Könnern und Krachmacher“ in der F.A.Z. vom 25. Februar: Kroetz achtzig? Da will ich mich unter die Gratulanten mischen. Ich bin sicher, dass er mich, seinen „Entdecker“, nicht vergessen hat. Wahhaftig, vor sechzig Jahren waren andere Zeiten! Ich war Dramaturg der Theaterabteilung des S. Fischer Verlags in Frankfurt am Main, deren Leitung Stefani Hunzinger innehatte.

A. Schnitzler und C. Zuckmayer waren deren tragende Säulen, zeitgenössisch: Edward Albee („Who's Afraid of Virginia Woolf?“). Zu den Aufgaben des Dramaturgen zählte es, die eingesandten Manuskripte zu lesen und zu beurteilen und die Kor-

respondenz mit den eventuell abgelehnten Autoren zu führen. Ein bayerisches Mundart-Stück fiel mir positiv auf: „Wildwechsel“ von Franz Xaver Kroetz. Allerdings war es starker Tobak, und die Chefin, der ich es empfahl, lehnte es ab. Gleichwohl lud ich den jungen Autor ein zu einem Gespräch, worin es um Abmilderungen ging, wovon er jedoch absolut nichts wissen wollte. Ich empfahl ihn daraufhin dem damaligen Leiter der Theaterabteilung des Universal-Verlags in Wien, Günther Beelitz.

Heute gratuliere ich zum Achtzigsten.

ALEXANDER GRUBER, BIELEFELD